

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

282 (2.12.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 48

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 48. Karlsruhe, Samstag den 2. Dezember 1905. 25. Jahrgang.

Wir sind das Volk, wir sind der Hammer!

Neue Marschallaise der österr. Arbeiterschaft.

Wir sind das Volk, wir sind der Hammer,
Der Kege durch die Widnis schlägt,
Der Menschheit Dach und Herd und Kammern,
[: Wir sind das Rad, das sie bewegt! :]
Doch wo ist unsre eig'ne Stube,
Wo unser eigen Dach und Herd?
Nichts hat, wer Alle schützt und nährt,
Und Alles gilt der miß'ge Wube!
Fluch Slavischer Gevuld!
Still steh' das Rad!
Kein Griff, kein Streich,
Bevor das Wahlrecht gleich!

Wir sind das Volk, wir sind der Hammer,
Der Götterfunken schlägt aus Stein!
Ihr Leuchten bann' den Erdenjammer:
[: Nicht soll und schön das Leben sein! :]
Der Mann des Hammers darbt nach Nichte,
Nach Buch und Bild, nach Lied und Lust,
Doch Wissen gilt als leerer Wust,
Schönheit als Heiz dem jatten Wichte!
Fluch usw.

Wir sind das Volk, wir sind der Hammer,
Der Waffen schmiedet, Mägen trägt!
Uns braucht der Staat als starke Kammern,
[: Als Schwert, mit dem er Schlachten schlägt! :]
Wir feuern selbst vom Brod der Kinder!
Wir feuern ihr und unser Blut!
Zum Steuen sind wir gleich und gut,
Zum Stimmen sind wir Euch zu müder!
Fluch usw.

Wir sind das Volk, wir sind der Hammer,
Der Ketten, Schläffer, Lere baut,
Doch auch das Schloß der Herkerkammer
[: Und Ketten auch in Stille haut! :]
Euch sprengt der Ruffe selbst die Mauern,
Der Jarenknecht wird frei und gleich!
Die Ketten und dies Wied' Reich!
Wie lang noch soll die Schande dauern?
Fluch usw.

Wir sind das Volk, wir sind der Hammer
In der Geschichte Eienfont!
Wir sind des Weltenbrands Entlammer,
[: Die Regel glüht, der Hammer staut! :]
Und schlägt er ein als Räder nieder,
Was unrecht drückt am Erdenrund,
So baut die Welt auf neuem Grund
Er schlägt in drei Tagen wieder!
Fluch Slavischer Gevuld!
Still steh' das Rad!
Kein Griff, kein Streich,
Bevor das Wahlrecht gleich!

Ueber das Recht.

(Nachdruck verboten.)
Es ist etwas Entsetzliches damit. Durch nichts geschieht mehr Unrecht auf der Welt, als durch das Recht. Seht euch nur einmal die Menschen an, die so viel von ihrem Recht und ihrem Gerechtigkeitsinn sprechen. Auf ihren Gesichtern steht es geschrieben, daß ihr Herz verhärtet und ihr Gehirn versteinert ist. Und mit dem Munde sprechen sie Klagen aus, daß, wer sie nicht kennt, meint, es seien quellenlaute Babrheiten. Das schlimmste aber ist, daß sie ihre Klagen meist selber für Wahrheit halten und sehr stolz darauf sind, Sitten des Rechts genannt zu werden. Sie sind wie die spanischen Korreadors, die zu Ehren der allerbesten Jungfrau tausendweise Stiere abstechen und sich mit Blut begießen; und sie sind wie die italienischen Straßenräuber, die Wachskerzen vor die Heiligenbilder stiften, wenn ihnen ein Ueberfall gelungen ist.
Von einem solchen Manne, der immer von seinem Recht sprach, will ich euch erzählen.
Er war ein Mann, der viel in die Kirche ging und alle Leute freundlich grüßte. Aber in seinem inneren Gesicht mit den listigen grauen Augen schielte der Geiz und von seinem Mund mit den zusammengepreßten Lippen war alle Warmherzigkeit längst entflohen. Er hatte viele Häuser und kam ein in das Haus, in welchem ich wohnte und das auch ihm gehörte. Oben in einer der Manjarden lag ein 67jähriger Arbeiter zum

Tode krank. Er hatte niemanden, der ihm das Sterben erleichterte. Da kam dieser Hausbesitzer und erdachte es ihm durch sein Rechtsgefühl. Er verlangte die letzte Miete von dem Todkranken, die dieser aber nicht bezahlen konnte. Ich stand dabei und verjuchte, dem harten Gläubiger zu bedeuten, daß das doch nicht die richtige Stunde sei, um Schulden einzutreiben. Da sah er mich geringschätzig an und sagte: „Was verstehen Sie davon. Wenn er nicht bezahlen kann, dann halte ich mich an seinen Willen schädlos.“ Da sagte der Todfranke, daß die Möbel ihm nur geliehen seien und andern Leuten gehörten. Darauf antwortete der Mann mit dem stark ausgeprägten Rechtsgefühl: „Dann verschreiben Sie mir Ihre Leiche, damit ich sie an die Anatomie verkaufen kann, wenn Sie tot sind.“ Ich will zu meiner Sache kommen, so oder so. Das ist mein gutes Recht.“ Und dabei sah er mich kampflos an, ob ich ihm dieses heilige Recht etwa streitig machen wollte. Das war zu viel für den Sterbenden, und er verschied nach einer Stunde, ohne dem Manne seinen Leichnam verschrieben zu haben. Dieser aber war so beleidigt in seinem Rechtsgefühl über den rücksichtslosen Betrug seines Mieters, der sich erlaubt hatte, vor der Verschreibung seines Leichnams zu sterben, daß er es eine Zeit lang an allen Wirtshäusern erzählte. Und er vergaß nie, ein gerechtem Zorn mit den Worten zu schließen:
„Ich hatte das Recht dazu.“

Aber ich will euch sagen, welche Sitten des Rechts noch schlimmer sind als dieser Schloß. Das sind diejenigen höflichen Herren, die so sehr rücksichtsvoll sind, daß sie zu vielen Dingen das Recht nicht in sich fühlen. Das sind die Hartbesessenen und Taktvollen, welche aus Rechtsgefühl dem Rad des Schicksals nicht in die Speichen fallen wollen, auch wenn es über einen Mitmenschen gehen und ihn zerdrücken will. Es sind die vornehm Zurückhaltenden, welche eine Feuersbrunst entliehen lassen, obwohl sie den glimmenden Funken hätten zertreten können; aber da sie nicht zur Feuermehr gehören, finden sie, daß das sie nichts angehe. Es sind diejenigen, die von ihren Standespflichten und Standesrechten so erfüllt sind, daß das Glück und das Unglück der Menschen ihnen gleichgültig geworden ist, wenn sie nur standesgemäß handeln.
Von einem solchen Manne, der immer von seinem Recht sprach, das er nicht hatte, will ich euch erzählen.

Er war ein Arzt, der immer peinlich sauber gekleidet war, und ein leeres Räckeln auf seinem Gesicht trug. Seine Rüksichtnahme auf andere Leute war ebenso stark bei ihm entwickelt, wie das Pflichtbewußtsein von ihm an einer Krankheit behandelt worden, von der man nicht gern spricht. Dieser junge Künstler hatte das Gefühl, es würde gut für ihn sein, wenn er nach seinem keineswegs sehr entbehrungsreichen Leben sich gut verheiraten und versorgen würde. Und er freite um die Tochter einer Familie, in welcher sein Arzt Hausarzt war. Der Arzt wußte, daß aus dieser Ehe namenloser Jammer entstehen mußte. Aber er sagte nichts, weder dem Bräutigam noch der Braut. Sein Taktgefühl war zu groß hierzu. Die Hochzeit fand statt. Nach fünf Jahren starb der Mann an Gehirnlahmung, der unmittelbaren Folge jener Krankheit, an der ihn der Arzt behandelt hatte. Die Frau hatte die Krankheit von ihrem Mann bekommen und tötete sich. Aber kurz bevor sie in den Tod ging, stellte sie der Arzt zur Rede, und fragte ihn, warum er nicht das eine Wort ausgesprochen, mit dem er dieses namenlose Elend hätte verhüten können. Er aber war ein Mann, der wußte, was er seiner Standesehre schuldig war. Und deshalb sagte er höflich:
„So hatte nicht das Recht dazu.“
So steht es mit dem Recht. Es ist etwas Entsetzliches damit und ihr tut gut daran, euch die Leute, die so viel von dem Recht, das sie haben, oder nicht haben, genau anzusehen.

Das Märchen von der lachenden Fürstin.

Es war einmal eine Prinzessin, die war so hold und lieb und sonnig, wie man es von einer Prinzessin nur erwarten kann. Sie lachte beständig in den Tag hinein. Nachts, wenn sie morgens mit einem Sprung aus dem seltsamen Bettchen tollte, und lachte, wenn sie abends schlafen ging. Und wenn Prinzesschen lachte, dann freuten sich die Eltern und die Dienerschaft und das ganze Volk, denn Prinzesschens Lachen, das war wie Frühlingssonne und Vogelzwitschern und machte auch die stumpfsten Gemüther heiter und froh. Natürlich war alles in ihrer Umgebung bestrebt, das liebliche Kind bei froher Laune zu erhalten. Und wenn die hohen Eltern sich einmal genötigt sahen, der Kleinen einen Wunsch zu veranlassen, dann verzog Prinzesschen ein wenig das Mäulchen, und Vater und Mutter waren besiegt. „Da hast du, Prinzesschen, da hast du alles, was du verlangst, aber lache nur wieder, Prinzesschen, lache.“ Und Prinzesschen lachte.
Prinzesschen wuchs heran und wurde eine große hübsche Dame. Es kam allmählich der Tag heran, da man sich für die junge Fürstentochter nach einem Gatten umschaute. Die Wahl fiel auf einen stattlichen, ritterlichen Jüngling, der vor kurzer Zeit durch den frühen Tod seines Vaters der Erbe und Herrscher eines mächtigen Reiches geworden war. Prinzesschen war entzückt; nun würde sie bald Frau Fürstin werden; hei, war das lustig! Und der große Tag kam heran. Die junge Braut fuhr im vergoldeten Wagen durch die prunkhaft geschmückte Stadt, schwenkte im

so schreibt Mascagni, „aus der Cavalleria, mit denen ich und meine Familie so sehr zu rechnen hatten, werden also in vier Jahren völlig aufgehört, während der Musikberleber 60 Jahre lang ungehört einen Gewinn daraus einheimen wird, wenn das neue Gesetz die Rechte der Autoren nicht in Schutz nimmt.“

Technik.

Mit dem Automobil zum Südpol. Ueber seinen kühnen Plan, mit dem Automobil bis zum Südpol vorzubringen, macht der belagerte Fortsetzungsbefehl Arcticowski interessante nähere Mitteilungen. Von den natürlichen Landungsplätzen der südlichen Meere erstreckt sich nach den bisherigen Beobachtungen ein weites Feld glatten Eises, das die Polargegend ohne Spalten und Brüche bedeckt, ein flaches Eisfeld, das so glatt wie ein gefrorenes Teich ist. Andere Forscher, die dort waren, konnten nicht so schnell vorwärts kommen. Kapitän Scott konnte nur 16 Kilometer täglich mit seinen Hunden zurücklegen und mußte umkehren, weil er zu verhungern fürchtete. Arcticowski glaubt nun zehnmal so schnell fahren zu können, so daß die Nahrungsmittel reichen würden; Kapitän Scott und Leutnant Shackleton halten diesen Plan für aussichtslos. Der Motorwagen für die Polarexpedition wird einen Fuß breite Räder haben, die mit Leder beschlagen und mit langen hervorstehenden Nägeln beschlagen sind, damit sie in dem gefrorenen Schnee Halt haben. Unter dem Wagen befindet sich eine Art Käufer wie beim kanadischen Schlitten; das Gewicht des Wagens ruht auf diesem Käufer, nicht auf den Rädern. Sachverständige bezagen jetzt den Bau des Wagens und die Heizungsanlage. Ob nun der Pol entdeckt wird oder nicht, so erwartet man doch eine Erweiterung der geographischen und physikalischen Kenntnisse der Antarktis.

Aus dem Tierleben.

Ein Leser schreibt einem Berliner Blatte: An zahllosen Beispielen habe ich beobachten können, daß jeder einigermaßen kluge Vogel insland ist, einfache mechanische Vorrichtungen vorzunehmen. Man kann es ihnen ohne große Mühe beibringen; Kanarienvogel zum Beispiel lernen es sehr leicht, einen kleinen Wagen mit Futter in die Höhe zu ziehen und mit der einen Klaue beim Fressen festzuhalten. Doch das mag Dressur sein, viele Vögel kommen aber auch ganz aus eigener Initiative dazu. Wie wohlüberlegt die kleinen Tierchen dabei zu Werke gehen, mögen einige Streiche zeigen, die Putzchi, mein kleiner zahmer Kreuzschnabel, verübt.

An der Tür seines Bauers hatte ich einige Stangen etwas auseinandergehoben, so daß sich, wenn man sie hochhob, die Tür festklammerte und der Weg ins Zimmer offen stand. Natürlich gefiel es Putzchi in der großen Stube, in der er so schön umherfliegen und so interessante Entdeckungstreiben unternehmen konnte, weit besser als in dem engen Bauer, und unablässig bettete und quälte er, daß man ihn herausließ. Doch durfte man ihn dabei niemals unbeaufsichtigt lassen, denn der Zerstörungstrieb seines starken Schnabels war geradezu verhängnisvoll. Ich ließ ihn deshalb auch nur dann heraus, wenn ich selbst im Zimmer war und zur rechten Zeit seinen Untertan forternte. Als ich nun eines Tages zu meinem Entdecken große Löcher in den Vorhängen und im Teppich und einen ganz zerfetzten Einband von einem kostbaren Buch entdeckte, mußte ich zu der Ueberzeugung kommen, daß Putzchi es verstanden, sich selbst die Tür seines Bauers zu öffnen. Ich legte mich daher auf Beobachten. Lange brauchte ich nicht zu warten, da sah ich, daß Putzchi mit dem Schnabel die Tür in die Höhe hob und mit Aufbietung aller Kräfte sie immer weiter nach oben schob, bis sie sich oben festklammerte. Ein jedes, herausforderndes Gäh! Gäh! und der schlaue Vogel sah oben auf der Gardinenstange. Natürlich konnte ich dies nicht dulden, ich band die Tür mit einem starken Bindfaden fest. Aber als ich am Nachmittag nach Hause kam, war die Schnur total zerfaseret, der Bauer stand wieder offen und ein Loch im 10. Band des Großen Meyers war, wie Putzchi meine Abwesenheit ausgenutzt hatte. Ein eisernes Vorhängegeschloß festete endlich diesem verbotenen Freiheitsdrange ein Ende.

Das Lieblingsfutter Putzchis, das er nur als Belohnung für ganz besonderes Artigkeit erhielt, waren Hirselnüsse. Ich bewahrte sie in einer weißen Pappschachtel auf, die Putzchi genau kannte. Ich brauchte ihm die Schachtel nur hinzubringen, dann sah er auch schon darauf und holte sich eine Hirselnuss. Einmal hatte ich die Schachtel, die sonst immer ihren Platz in einer Schreibstischschublade hatte, auf dem Tisch stehen lassen und sah ganz in meine Arbeit vertieft da, ohne auf Putzchi zu achten. Als ich aufblickte, sah Putzchi triumphierend auf der Schachtel und holte sich aus einem großen Loch, das er kunstgerecht in den Deckel gebohrt hatte, einen Federbissen nach dem andern heraus. Die Hirselnüsse wurden darauf in eine Blechschachtel getan, die allen Schnabelarbeiten Putzchis spottete. Verschiedene ärgerliche Gäh! Gäh! deuteten mir an, wie ungehalten er darüber war. Er ließ aber nicht nach, sich an der Blechschachtel zu schaffen machen, von allen Seiten hämmerte er an sie, als wolle er eine weichere Stelle in der Verpackung finden. Als ihm dies nicht gelang, da drängte er mit Brust und Schnabel das Kästchen dem Rande des Tisches zu, noch ein heftiger Stoß, und der Blechkasten flog auf die Diele! Der Deckel sprang auf, die Nüsse fielen heraus, und Putzchi konnte eine reiche Ernte halten. Dies Experiment mußte er in der Folge jeden Tag wiederholen und jeder, der es mit ansah, konnte sich nicht genug über die Intelligenz des kleinen Vögelchen wundern. Wenn beim erstenmal vielleicht auch der Zufall sein Spiel getrieben haben mag, — ist es übrigens bei menschlichen Erfindungen anders? — so muß er später es doch sehr wohl gemerkt haben, daß der Fall den Deckel öffnen und ihm die witzigen Nüsse beschaffen würde.

Allerlei.

Tagendwächterinnen in Kansas. Der in der Hauptstadt des Staates Kansas, Topeka, im griechischen Stil erbauten neuen Stadtbibliothek hatte ein Herr Wilder, Sekretär und Schatzmeister der Atchison-Topeka-

Eisenbahn, einige klassische Statuen geschenkt, die im Hauptsaal Ausstellung gefunden hatten. Dieser Saal wurde kürzlich einem Frauenklub überlassen, der dort an die Damen von Topeka eine Ansprache halten wollte. Kaum aber hatten die Veranstalterinnen der Veranstaltung die Wilberischen Statuen bemerkt, als sie entsetzt zurückprallten. Ihnen ging es ähnlich wie den ersten Menschen im Paradies, als sie vom Baume der Erkenntnis genossen. Flugs gingen sie ans Werk, um die aufgestellten Statuen mit Schürzen und anderen Kleidungsstücken zu verhüllen. Nach Ansicht unbefangener Zeugen hatte aber gerade dieser „tugendhafte“ Eingriff die entgegengesetzte Wirkung als die beabsichtigte — die teilweise verhüllten Statuen machten einen geradezu unanständigen, aber keinen künstlerischen Eindruck und beleidigten durch ihr scandalöses Aussehen das ästhetische Empfinden jedes normal fühlenden Menschen. Leider muß man aber gestehen, daß die Brüderie der edlen Guldinnen von Topeka in Amerika keineswegs vereinzelt dasteht; sie wurzelt tief im Puritanertum und findet besonders in den Gegenden, die von der Kultur noch wenig belebt sind, recht reichen Nährboden.

Ein Schmugglerknecht. Kommt da ein masureisches Bäuerlein zu einem Grenzbeamten und teilt ihm mit, daß die Kaiser eine große Schweine Schlage vorhätten. In der nächsten Nacht solle eine große Herde Schweine über die Grenze geschafft werden, und zwar sei beabsichtigt, um sicher zu gehen, es zunächst mit drei, dann in einem gewissen Abstande mit weiteren fünf und dann noch mit zehn zu versuchen. Erst danach solle der Hauptschlage folgen, und es würden etwa 200 Schweine auf einmal über die Grenze getrieben werden. Ihm — dem Angeber — sei es bei der Angelei einzig um den Angeberlohn zu tun. In der nächsten Nacht ist der Grenzwachter pünktlich an der bezeichneten Stelle auf Posten. Und richtig, aus dem nächtlichen Dunkel hört er die bekannten Grunntöne, und drei Schweine werden vorübergetrieben. Der Beamte läßt sie unbeobachtet passieren. Nach Verlauf einer halben Stunde folgen die anderen fünf. Borbei. Nicht lange dauert's, und plannmächtig traben zehn weitere an ihm vorüber. Mögen sie laufen. Der Hauptschlage muß jetzt folgen. Der Beamte wartet eine Stunde, er wartet zwei, er wartet bis zum hellen Morgen. Bergesglück! Die Schmuggler bleiben aus. Und sie fehlen heute noch. Dagegen sind die achtzehn russischen Schweine sicher unter Dach und Fach gebracht worden.

Schornsteinwirkung und Sonnenlicht. Einige interessante Ausführungen über die dabei zutage tretenden Erscheinungen finden sich im Kosmos, Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben von der Stuttgarter Gesellschaft gleichen Namens. Darnach steigt im allgemeinen der Rauch eines angezündeten Feuers in die Höhe, weil die das Feuer umgebende Luft durch die Hitze ausgedehnt und verdünnt wird. Infolge ihrer größeren Leichtigkeit steigt sie dann aufwärts, den Rauch mit sich fortziehend, obgleich er Bestandteil enthält, die (z. B. die feinen Kohlentelchen) spezifisch schwerer als die Luft sind. Die Schornsteine, die vertikal aufsteigenden Kanäle unserer Feuerungsanlagen, sollen den Rauch mit einer gewissen Geschwindigkeit ins Freie abführen, um dadurch den zur Verbrennung des Brennmaterials erforderlichen Zug herbeizubringen. Wenn es nun bei hochstehender Sonne vorkommt, daß das Feuer im Ofen oder Herd still liegt und Rauch aus ihm in die Zimmerräume dringt, so schreibt man dies vielfach dem Umstande zu, daß das Sonnenlicht direkt auf die Schornsteinmündung falle. Sehr sorgfältig ausgeführte Versuche von Fr. Kohlfrausch haben indessen festgestellt, daß es dabei vollständig gleichgültig ist, ob die Schornsteinmündung besonnt wird oder im Schatten liegt. Jene Erscheinung ist vielmehr darauf zurückzuführen, daß die Temperatur in der unmittelbaren Umgebung des Hauses durch die zunehmende Erwärmung seiner äußeren Flächen infolge der Sonnenstrahlung höher ist als im Innern. Es entsteht alsdann in der das Haus umgebenden Luftschicht ein aufwärts gehender Luftstrom, der zugleich eine Saugwirkung ausübt, indem er aus den Fenster- und Türöffnungen Luft ansaugt. Dies kann sich unter Umständen bis zu einem Grade steigern, daß der Schornstein die Rauchmassen nicht mehr emporzuführen vermag, weil der Rauch von unten her abgezogen wird. Er quillt in diesem Falle aus dem Herd oder Ofen hervor und verbreitet sich in dem Räume, worin die Feuerung angebracht ist. Nach der oben erwähnten Versuche kann diese Wirkung ausschließlich dadurch hervorgerufen werden, daß die Luftschicht, die das Haus und sein Dach umgibt, durch die intensive äußere Erwärmung einen kräftigeren Auftrieb bekommt, als die im Innern des Hauses befindliche Luft.

Blüten amerikanischen Humors.

Ich habe es mir zur Regel gemacht, nie über mich selbst zu reden,“ sagte der große Tragöde Barnes. „Als gestern eine Dame fragte, wer der größte lebende Komiker sei, gab ich keine Antwort.“
Ein Kullerferant wurde gefragt, wie er auf seine Kosten kommen könne, wenn er die Seidenhüte, die er verkaufe, immer wieder kostenfrei aufbügelt. Der Mann nickte ernsthaft und sagte dann: „Das müssen wir tun, lieber Herr, die Hüte würden sonst zu lange halten.“
Ein kleiner Junge in der Schule konnte eine einfache Aufgabe nicht lösen, und der anwesende Schulinvektor sagte beruhigend: „Das ist böse, Junge. Weißt du auch, daß George Washington in deinem Alter schon Survevor (Vermesser) gewesen ist?“, worauf der Junge ihm gerade ins Auge blinnte und erwiderte: „Ja, Herr, und in Ihrem Alter war er bereits Präsident der Vereinigten Staaten.“
Der Professor wurde mitten in der Nacht in das Irrenhaus zu einem an Delirium tremens leidenden Patienten geholt. „Wie komme das so weit kommen,“ sagte der Arzt zur Wärterin. „Sabe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten dem Mann von den Veruhigungstropfen geben, falls er wieder anfangen würde, Schlangen zu leben?“ „Ja, Herr Professor,“ erwiderte die unerfahrene Wärterin, „aber diesmal waren es blaue Hunde mit roter Schwänzen, die er sah.“

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

jauchenden Uebermut ihr seines Spitzentafelbuchs und lachte und lachte, wie eben nur unser Prinzessin lachen konnte. Die Menge schaute entzückt auf die lachende Anmut; begeisterungsvoll jubelte man dem jungen Weibe zu wie einer lang ersehnten Retterin. Die Fürstin war befehligt, Bar das schön, die Liebe eines solchen Volkes zu besitzen, eines solchen guten, glücklichen Volkes; denn glücklich mußte ihr Volk sein, sie hatte ja nur heitere, strahlende Miene gesehen. Und wie am Einzugsstage blieb es viele Jahre. Wenn die Herrscherin durch die Straßen fuhr, dann ergoß das Volk Leid und Qual und gab sich willig dem Zauber ihrer lieblichen Heiterkeit gefangen.

Daß aber eine Landesmutter schließlich auch andere Pflichten zu erfüllen hat, als nur zu lachen, das sah auch die junge Fürstin ein. Sie setzte sich an die Spitze von Wohlthätigkeitsvereinen, spendete namhafte Summen aus ihrer Privatkassette und hielt andauernde Beratungen mit Hofbeamten und hochgestellten Damen. Und eines Tages kam sie auf die Idee, sich persönlich von der Not ihres Landes überzeugen zu wollen. Sie besprach die Sache logisch mit ihrer Oberhofmeisterin und befahl ihr, alles Nötige dazu vorzubereiten. Wenige Tage darauf trat die Fürstin dem berühmtesten Armentrankenhaus der Hauptstadt einen Besuch ab. Sie ging von Lager zu Lager, erkundigte sich teilnehmend bei den Kranken nach ihren Leiden, verteilte Geld und Erfrischungen und sprach lieb und begütigend auf die Armen ein. Aber es war merkwürdig; sie hatte sich eigentlich die Sache doch weit, weit schlimmer gedacht! Die Leute waren ja doch gar nicht so traurig daran. Die meisten waren bei der vorzüglichen Pflege und Behandlung schon wieder auf dem Wege der Besserung und fühlten sich äußerst wohl und besaglich, wenigstens lächelten sie ihr alle entgegen. Arme betrogene Fürstin! Was wußte sie davon, wie schwer dies Lächeln jenen Armen fiel! Was wußte sie von den Drohungen, mit denen man ihnen diese Komödie aufgezungen hatte! Und so war es immer, immer. Die Fürstin bekam das Elend nur im ausgeputzten Zustand zu Gesicht, und so wiegte sie sich denn in dem trügerischen Wahne, Leid, Not und Sorge wären Hirngespinnste.

Eines Tages brach auch über die junge Fürstin das Leid herein. Eine tödliche Krankheit raubte ihr in wenigen Tagen den Gatten und drei blühende Kinder. Nun stand sie an der Bahre, die ihr alles barg, mit starrer, marmorharten Zügen. Wenn sie weinen konnte! Das Weib preßte ihr die Brust entgegen, aber keine Träne quoll aus ihren Augen. Sie rang auf den Knien, Rage und Wofen, und flehte den Himmel um eine erlösende Träne an. Sie fühlte es, daß sie in die Nacht des Wahnsinns verfallen würde, wenn sich nicht endlich die Vergeltung auf ihrer Seele in betäubendes Weinen löste.

Und eines Morgens litt es sie nicht mehr in ihrem prächtigen Schlosse. Sie warf einen weiten Mantel über und stürmte davon, gleichwie wohin, nur fort aus diesen Wäulen, in denen dort tausend, tausend Jahren einmal ihr glückliches Leben erlungen war. Eine Stunde wohl war sie planlos umhergelaufen, von niemand erkannt. Wer hätte auch in der rasend dahinrauhenden die Herrscherin des Landes vermuten sollen! Erst als ihre Knie sie kaum mehr tragen konnten, hielt sie im Lauf ein. Wo war sie? War das ihre schöne, prächtigstehende Hauptstadt? Eine enge, schmutzige Straße, erbärmliche, haufällige Häuser, bleiche, gerumpelte Menschen. An der Ecke der Straße stand ein Weib. Ein Stiefel hoben, das wohl ein Tuch bedeuten sollte, umhüllte den abgegriffenen Körper. Und das Weib meinte, weinte so gellend und leidenschaftlich, daß die Fürstin betroffen stehen blieb. Wie unbändiger Leid stieg es in ihr auf; die Frau hatte es gut, die konnte weinen.

„Was fehlt Euch, Frau, warum schlagt Ihr so bitterlich?“ Die Unglückliche maß die vornehme Dame vom Kopf bis zu den Füßen. „Was kümmert's Euch, geht Eurer Wege, mein Schmerz ist zu groß für Eure Neugier.“

„Ich frage nicht aus Neugier. Auch ich bin elend, viel, viel elender, als Ihr meint; also sagt mir, was Euch fehlt. Vielleicht kann ich Euch helfen.“

Und das Weib erzählte. — Vier hungernde Kinder, der Mann im Gefängnis, sie selbst krank und arbeitsunfähig, das letzte bißchen Gutsrat verpfändet — eine graue, endlose Leidensgeschichte. Die Fürstin lauschte auf. „Das gab es? In diesem schönen, blühenden Lande? Bei diesem glücklichen, sorglosen Volke?“

„Glückliches, sorgloses Volk?“ Das gerumpelte Weib schrie diese Worte heraus, in so wilder, unbändiger Verweiflung, daß der andere der Herzschlag zu stocken schien. „Glückliches, sorgloses Volk? Ja, mo habt Ihr denn bis dahin gelebt? Geht hinein in die Gasse da, oder in die, oder in die, und fragt die Leute nach ihrem Glück, nach ihrer Sorglosigkeit. In's Gesicht werden sie Euch lachen und Euch eine Geschichte erzählen, daß Euch Reichen Sören und Sehen vergeht. Und nun macht, daß Ihr fortkommt.“

Die Fürstin floh davon, viel eifriger und hastiger noch, als sie vor Stunden aus ihrem Heime geflohen war. Und nun stand sie wieder in ihrem punktierten Palaste. Sie riß die Türen auf, sie stürmte durch alle Säle und betraf die Minister, die vortragenden Räte und die Hofbeamten um sich. Und dann schrie sie ihnen entgegen: „Was habt ihr mit mir gemacht? Ihr habt mich belogen und betrogen. Ihr habt mir gelacht, es gäbe kein Elend auf der Welt, und ihr habt mein Herz dem Weibe und dem Erbarmen verhärtet. Ihr habt mich lachen lassen, immer nur lachen, und so habe ich denn so lange gelacht, bis es zu spät war, um das Weinen zu lernen. Und jetzt, da ich mein Gut, meine Krone, mein alles für eine einzige Träne hingeben würde, jetzt ist mein Auge trocken und mein Herz versteinert. Ihr habt mich um das Beste im Leben betrogen, ihr Schurken, Ihr Diebe, ihr Betrüger!“

Die Minister, die vortragenden Räte und die Hofbeamten sahen sich mit entsetzten Blicken an:

„Arme Fürstin, der Schmerz hat sie um den Verstand gebracht.“ Anna Julia Wolff in der 103. Frauenzeitschrift Gleichheit.

Alter und neuer Baustil.

(Nachdruck verboten.)

Bis über das siebzehnte Jahrhundert hinaus war es fast überall Sitte, die Bürgerhäuser mit dem Giebel an die Straße zu stellen, was, freilich auf Kosten der Höhe und des Lichts und Luft in den Räumen, den Vorteil hatte, daß mehr Häuser untergebracht werden konnten, als wenn man sie quer gestellt hätte. Das energische Fickard der Giebelhäuser und die Abnahme der Fensterzahl in den oberen Stockwerken kamen daher voll zur Wirkung und bildeten schon bei kleinen und schmucklosen Häusern ein charaktervolles Motiv; um wie viel mehr in den Hauptstädten, wo die Reichen ihre Giebel aus das verlässliche, durch Balken und Stufen und Aufsätze von Krugeln, Obelisken, allegorischen Figuren und dergl. verzierten und sie oft zu beträchtlicher Höhe brachten. Und wurden die Schanzseiten der anscheinlicheren Häuser, mochten sie nun Giebel haben oder nicht, durch Erker, künstlerische Fensterfassungen, prächtige Portale usw. zur Geltung gebracht, und alles an ihnen trug den Stempel einer gewissen Persönlichkeit, da dergleichen Formen mit Sorgfalt für einen bestimmten Bauherrn, der sich an ihnen erfreuen und sein Vermögen durch sie zeigen wollte, geschaffen wurden. Lebhaftige Farbenwirkungen kamen dazu, da mancherlei Stein- und Holzwerk unverputzt verwendet wurde.

Die öffentlichen Gebäude aber, in erster Linie Kirchen und Rathhäuser, stimmten zu dem Einbruch, den diese Privatbauten hervorbrachten, durch ihre entsprechende künstlerische Energie und Originalität. Wägen sie dem Stile nach romanisch oder gotisch oder barock sein und mitten zwischen Häusern anderer Perioden stehen, sie betragen sich mit ihnen stets, weil sie, einheitlich durchgeführt, aber willkürlich verbaute, wie sie sein mögen, doch in jedem Fall mit ihren charaktervollen Formen sich an die bedeutende Erscheinung der anderen Bauten anschließen und durch einen malerischen Gesamteindruck mit ihnen zu einem harmonischen Ganzen verbunden werden.

Betrachten wir dagegen jetzt die neuen Städte! Bereits im fünfzehnten Jahrhundert wurde theoretisch, im sechszehnten gelegentlich praktisch eine schematische Regelmäßigkeit der Stadtanlagen wie auch der Gebäude unter sich erstrebt. Bei Neugründungen von Städten wurde nun, wenn irgend möglich, darauf gehalten, daß der Bauplatz eben, die Grundform gar eine symmetrische Figur, etwa ein Stern, war, daß gerade Straßen sich rechtwinklig kreuzten, daß Plätze und Märkte in den Stadtteilen gleichmäßig verteilt und die Kirchen und anderen öffentlichen Gebäude bequem zu erreichen waren. Die Befestigung der Städte durch vollständige Mauerringe wurde immer seltener. Galt es aber, in einer bereits bestehenden alten Stadt in weiterem Umfange Änderungen zu treffen, wie etwa nach einem großen Brande, so fuhr man jetzt mit dem Lineal durch das malerische Gewirr von Gassen und sorgte rücksichtslos für winstellose Durchblicke. Sand in Hand mit solchen Bestrebungen ging im siebzehnten und besonders im achtzehnten Jahrhundert der bekannte, beflaggenwerte Wechsel im Charakter des privaten wie des öffentlichen Baues: statt wie früher sich der Freude am Mannigfaltigen, am Intimen und Persönlichen hinzugeben, suchte man im Neuen die größte Einfachheit und Einförmigkeit zu beobachten und hielt sich an einer gewissen Stillschicklichkeit schadlos; nur wenige kirchliche und fürstliche Bauten machten dabei eine Ausnahme.

Die Ursachen dieser Veränderung liegen tief. Nicht nur war man, nach dem Dreißigjährigen Kriege, ärmer geworden und bemißt deshalb im allgemeinen den Prunk, sondern man begann auch, etwas von öffentlicher Hygiene, nicht minder von der Verantwortlichkeit der Polizei zu wissen; und schließlich, was das Aesthetische betrifft: man war der aus dem Mittelalter stammenden Formen satt geworden und fand nun kein Vergnügen im Anschluß an die mißverstandene Antike und in der Verwässerung der auf dieser beruhenden Barockformen, d. h. in der äußersten Nüchternheit.

Schon damals, etwa im achtzehnten Jahrhundert, standen die gotischen Dome und die Renaissance-Rathhäuser wie Fremdlinge in den modernen oder modernisierten Städten, aber sie traten doch wenigstens teilweise vor dem gleichgültigen Uebtrigen hervor. Heutzutage jedoch, seit etwa dreißig Jahren, liegt die Sache wiederum anders. Heute muß man Monumentalbauten von Charakter, seien sie alt oder neu, mit großer Sorgfalt und feiner Berechnung isolieren oder für ihre Umgebung eigens komponieren, wenn sie nicht von der Brutalität unserer Straßenarchitektur erstickt werden sollen. Wahrscheinlich befinden wir uns erst im Anfang dieser neuen Bewegung in der Architektur, deren Kunst zu ihrer vollen Freiheit sich aber erst entwickeln kann, wenn einmal die Schranken des Kapitalismus gefallen sind.

Merkwürdigkeiten vom Pariser Spielzeugmarkt.

Paris hat jetzt seinen Erfinder von ganz besonderer Art, einen Monsieur Charles, der für sich allein eine ganze Ausstellung von hübschen neuem Spielzeug veranstaltet hat, das in den meisten Fällen auch eines gewissen wissenschaftlichen Interesses nicht entbehrt. An der Spitze steht der leuchtende Kreisel, der eine Beschreibung in der Wochenschrift Kosmos erfährt. Die Sache ist eigentlich so einfach, daß man sich nur fragen kann, warum nicht längst jemand auf diesen Einfall gekommen ist. Der Kreisel besteht aus einer Scheibe weichen Eisens mit einer Kupferpipette und wird auf die gewöhnliche Weise in Betrieb gesetzt. Wenn man nun einen Magnet in seine Nähe bringt, so muß der Kreisel zunächst von diesem angezogen, dann aber gleich wieder abgestoßen werden. Daraus entwickelt sich eine Folge ganz eigentümlicher Bewegungen des Kreisels, auf die dem alten Gesetz beruht, daß ein gleichnamiger Magnetismus eine anziehende, ein entgegengesetzter eine abstoßende Wirkung hervorruft. Eine weitere hübsche Neubeit ist das magnetische Croquet, bei dem auch der besprochene Kreisel zur Verwendung kommt. Auf den Tisch wird eine Anzahl Metall-

scheiben in irgend welcher Gruppierung gelegt, zwischen denen nun der Kreisel unter Zuhilfenahme des Magneten hindurchgeführt werden soll. Die Zahl der Hindernisse und die Schwierigkeiten der Operation können nach dem Belieben gesteigert werden, auch in der Weise, daß dem Kreisel ein bestimmter und besonders schwieriger Weg vorgeschrieben wird. Eine weitere Verwendung des magnetischen Kreisels ist die sogenannte Kreuzelbrücke. Dabei hat der Kreisel auf einer Brücke, die als ein kleines Brett auf drei Pfeilern ruht, ein magnetisches Hindernis zu überwinden, wozu gleichfalls eine beträchtliche Uebung des Spielers erforderlich ist. Ferner ist der magnetische Rechenmeister derselben Erfinders zu erwähnen, der aus einer Papiergehebe besteht, die mit Röhren in Anordnung mehrerer konzentrischer Kreise durchbohrt ist. In jedes Loch wird eine kleine Metallkugel gelegt. Auf den Umriss der Scheibe sind Rechenaufgaben geschrieben, für deren jede sich die Antwort auf einem der Röhren vorfindet. Der jugendliche Spieler, der seine Rechenkunst an diesem Apparat zeigen will, dreht einen Zeiger so, daß er auf eine bestimmte Aufgabe zu liegen kommt und berührt dann sämtliche Kugeln mit einem von einem dünnen Papierblatt umgebenen Magnetstift. Nur eine von allen Kugeln läßt sich mit dem Magnet herausziehen, und zwar diejenige, bei der die als richtige Antwort dienende Zahl geschrieben steht. Eine sonderbare Ziel-scheibe trägt den Namen: Der Friedensfuß. Die Scheibe besteht aus einem weichen, flockigen Stoff, die Goldkörner sind Samenkörner des Taufendgüldenrauts, die aus einem Noß geblasen werden und an der Stoffscheibe haften bleiben. Dem Ziel werden verschiedene Gestalten gegeben, namentlich von Tieren. Ein Arzt, Dr. Schmelz, hat die hübsche Schwimmerin Miss Kellermann, die kürzlich ganz Paris durchschwommen hat, in einem Spielzeug verewigt. Es ist eine Figur, die in eigenartiger Weise, von einem Federwerk getrieben, ein Wasserbecken durchschwimmt, indem sie die Arme abwechselnd vor- und zurückwirft und sich dabei bald auf die eine, bald auf die andere Seite legt. Von demselben Wohltäter stammt das Kandidatenspiel, das eine Reihe von Fragen aus verschiedenen Wissensgebieten vorlegt und auf die Antworten bestimmte Zensuren erteilt. Das Spiel ist so geacht, daß zwei Schüler damit sich gegenseitig examinieren können. Den anspruchsvollen Namen Drachlose Telegraphie trägt eine Art von Postboten, für die statt der gewöhnlichen Pfeile gerollte Depeschen benutzt und gegen ein Tuch geschossen werden, von wo sie in einen kleinen Sack heruntersinken.

Katholischer Crost für Frauen.

In der Frauenarbeit, dem Organ des Verbandes katholischer Arbeiterinnen Deutschlands, stand kürzlich nachstehende Briefkastennotiz:

Zwei trostlose Jungfrauen in Gr. A. Wenn Ihr in Eurer Stellung Eure Religion treu ausüben könnt, so tragt ruhig die „Rahmen“ der Herrschaft und denkt, ein jeder Mensch muß sein Kreuz tragen. Tragt's aus Liebe zu Gott in der Meinung, desto fester im hl. Glauben zu werden. Rufen werdet Ihr nirgends finden. Wie manche Ehefrau hat in ihrem launenhaften Ehemann ein ewiges Kreuz, das sie mit Geduld tragen muß. Also Geduld! Tante Sedwig hat auch Kreuz zu tragen.“

Diese Unempfehlung der Ehescheidung durch das katholische Frauenblatt geht selbst der frommen Westdeutschen Arbeiterzeitung zu weit. Sie schreibt, dieser Trost komme ihr sehr billig vor und fährt dann fort: „Wir meinen, daß es auch christlich gehandelt wäre, der Herrschaft ihre „Rahmen“ abzugeben. Mit dieser Sorte „Gebuld“ bewirklichen die „erwerbstätigen Frauen und Mädchen“ keine soziale Gerechtigkeit. Man höre einmal auf, diese Gebuld des Stumpfsinnes und der Schwächlichkeit zu predigen.“

Eigentlich hat aber die Westdeutsche so folchem Zabel kein Recht, die weil doch der Mat an die beiden trostlosen Jungfrauen den christlichen Lehren viel mehr entspricht, als etwa die von der Westdeutschen gemüßigte Aufhebung gegen die Dienstherren. „Leiden und dulden“, so heißt es auch in der viel zitierten Arbeiterzeitung Leos XIII. „ist einmal der Anteil uneres Geschlechtes. Und bekanntlich empfielt ein Bibelwort, demjenigen, der uns auf die rechte Wange schlägt, auch die linke hinzuhalten. Diese „Gebuld des Stumpfsinnes und der Schwächlichkeit“ ist also durchaus christlich.

Sprüche der Weisheit.

Von Karl Thain.

Der Herrscher aller Reußen gebietet über mehr Menschen als irgend ein anderer Machthaber auf Erden. Aber das Wesen kann er bei all seiner Macht doch nicht vernichten.

Die Wahrheit ist unser höchstes Gut. Laßt uns daher sparsam damit umgehen!

Was sollte wohl daraus werden, wenn alle Menschen gleicher Ansicht wären? Nur so jeder eine andere Meinung hat, sind Verbesserungen möglich.

Durch Erfahrung sollen wir zwar klüger werden, aber nicht allzu klug. Eine Rasse, die sich einmal auf den heißen Ofendebel gesetzt hat, vermeidet den Platz in Zukunft und tut recht daran. Aber sie will sich auch auf keinen kalten Ofendebel mehr setzen.

Vergiß und vergiß! Das ist nicht schwer, wenn man's nur recht versteht: wir sollen unbedeuten Pflichten vergessen und unsergehen, daß wir sie vergessen haben. Bei strenger Uebung und festem Willen gewöhnt man sich leicht daran.

Küher unserer Unten Hand gibt es nichts so Unzuverlässiges auf der Welt, als eine Damen-Uhr.

Durch Uebung lernt man leicht Unglück ertragen — das Unglück anderer Leute nämlich.

Tiefsee und Fischaugen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir hören, daß das Sonnenlicht über die Schattensicht der Tiefsee hinaus nicht mehr vordringt, dann müssen wir darauf gefaßt sein, in so düsteren Elementen, wie es die eigentliche Tiefsee bis zum Meeresgrunde hinab ist, auf viele blinde Tiere oder doch auf Wesen mit sehr verminderten Augen, wie wir sie unter Sphärentieren finden, zu stoßen. In der Tat gibt es, nach den Mitteilungen Dr. F. Knauer in einem Bericht über das Leben in den Meeresstiefen, Krebs, also sonst gutbebaute Tiere, bei welchen keine Spur von Sehorganen zu finden ist, einen Blindfisch, dessen Augen vollständig rückgebildet sind und der dort, wo man seine Augen suchen würde, goldig glänzende Hohlspiegel zeigt. Wie aber erklärt es sich, daß wir andererseits Tiefseetiere mit abnorm großen Augen, Fischen, Krebsen, Kopffüßern mit Teleostopagen begegnen? Damit, daß es Tatsache ist, daß das Sonnenlicht nicht bis in die Region der Tiefsee vordringt, ist nicht auch gesagt, daß die Räume der Tiefsee unbelichtet sind. Wie uns von den Oberflächensichtenden Meeres die in isomorphen Nächten zauberische Erscheinung des Meerleuchtens bekannt ist, so gibt es auch unter den Tiefseetieren Leuchtende Wesen, Tiere, denen die Leuchtorgane, wie Biendlaternen mit Hohlspiegeln und Linfen ausgestattet, den Bauch und die Leibseiten umflämen, andere bei welchen die Glühkörper auf dem Kopf und den Kiemen leuchten oder die Schwanzspitze Licht ausstrahlt oder die Flossen in magischem Lichte erglänzen. Wenn die Dreböhe oder das Vertikale ihren Fang in nächstem Dunkel an die Oberfläche bringt, dann erglüht der ganze Reihinhalt in phosphorischem Glanze. Da ist es ein ganzer Reih, dort ein bestimmtes Organ oder eine schleimige Ausscheidung, welche aufschwimmt. Man vermag bei solchem Leuchten kleinste Druckstrich zu lesen. Wie mag dann das Glimmen und Glühen, Aufblitzen und Farbenprüben erst an den lebenden Tieren in der Tiefe wirken, wie vielfarbig und lichterschienen mögen diese Lichteffekte zur Geltung kommen, wenn der Kopffüßer Euplothenis allein 24 Leuchtorgane besitzt, von denen die seitlichen in Perlmutterglanz, das mittlere der Augenorgane ultramarinblau, die vorderen auf der Bauchseite rubinrot, die anderen in schneeweißem oder perlmutterfarbenem Glanze, nur das mittlere in himmelblauen Farben erglüht. Solchen Lichtreszen, die dem Nahrungserwerb, vielleicht auch dem Zusammenfinden der Männchen und Weibchen dienen, haben sich die Kolossalangen vieler Meeresstiere angepaßt, wie in anderer Weise dem Tinten und Sucken auf der Jagd nach Beute alle die Tiefseegarnelen mit über meterlangen Fühlern, die Tiefseefische mit einem Haß von Lichttaaren, die Tiefseeschilder mit überlangen Barteln und Flossenstrahlen — alles Mittel und Organe im Dienste der Nahrungssuche. So recht ad oculos demonstriert erscheint dieser ewige Hunger im Tierleben, dieses Jagen nach Beute an jenen Tiefseefischen, bei welchen das monströse Maul mehr als drei Viertel des Leibes einnimmt, das ganze Tier zum schwimmenden, deutigeren Rauben geworden ist. Th.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Komponisten-Ausbeutung. Angeheures Aufsehen in Italien erregen die Enthüllungen, die Maestro Mascagni, der Komponist der Oper Cavalleria Rusticana, im Blatte Vita über das Treiben der italienischen Musikverleger, speziell Sonzogno, macht. Der Handelsminister hatte neulich eine Kommission ernannt, um eine Abänderung des Gesetzes über die Autorrechte vorzubereiten, und der Maestro liefert derselben Material, das allerdings in wahre Abgründe blicken läßt. Das Verhältnis der italienischen Komponisten zu ihren Verlegern (ohne Musikverleger kann in Italien keine Oper zur Aufführung kommen) ist demnach im allgemeinen dasjenige des Geldverleihers zu seinen Klienten, und zwar geht dies sofort daraus hervor, daß der Maestro bei Sonzogno nur 20 Jahre hindurch Lantime bezieht, während der andere Großverleger, Ricordi, wenigstens keine Grenze für die Zahlung der Lantime festsetzt. Mascagni erzählt sodann, wie Sonzogno Besitzer der Cavalleria Rusticana ward. Mascagni hatte den Preis von 3000 Lire gemonnen, die ihm Sonzogno ausbändigte, aber mit Abzug von 1400 Lire, die er dem damals noch armen Dorfmußikus zum Aufenthalt in Rom usw. vorstreckte. Im Laumel des kolossalen Erfolges und von dem plötzlichen umstrahlenden Ruhm geblendet, bedachte sich Mascagni keinen Augenblick, als Sonzogno ihm ein Blatt Papier zum Unterschreiben vorlegte und lächelnd bemerkte: „Es ist der Kontrakt für die Cavalleria.“ Ohne den Kontrakt zu lesen — was bei der freudigen Erregung des jungen Maestro sehr begreiflich — unterschrieb er und — war Sonzogno ausschließlicher Besitzer der Oper und absoluter Inhaber aller daraus resultierenden Autorenrechte innerhalb Italiens wie aller übrigen Länder geworden. Und was erhielt Mascagni? Für 20 Jahre 30 Prozent des Verlegergewinns aus den bloßen Aufführungen mit völliger Umgehung aller Einnahmen aus der Oper, jedoch mit Abzug von 5 bis 10 Prozent „Vermittlungsgebühren“. Außerdem verpflichtete der Kontrakt den Maestro, zu denselben Bedingungen eine zweite Oper zu schreiben.

Unabhängig seien die ausländischen Musikverleger, Choudens-Paris und namentlich Weinberger-Berlin, welder letzterer zum Beispiel den Autoren (vergl. Wolf-Ferrari) 30 Prozent der Aufführungs-Einnahme und den dritten Teil der übrigen Einnahme gewährte. „Meine Bezüge.“